

auch sagen, es sei wertvoll, daß alle Parteien in dieser Arbeit eingeschlossen sind und jede Frauenorganisation die Möglichkeit hat, nun zu zeigen, wie weit sie zur gemeinsamen Arbeit reif geworden ist. Es ist nicht nur eine Schule der Frauen, sondern auch eine Probe, die, wenn sie für den Frieden hält, gewiß eine neue Entwicklung der Wiener Armenpflege in die Wege leiten kann. Es war notwendig, ein paar Worte über die Tätigkeit im allgemeinen zu sagen, bevor wir zeigen, wie viel soziale Not und wie viel persönliches Leid den Nachfragerinnen begegnet, damit in großen Zügen für alle das Gebiet gegeben sei, über das wir wandern. Mag es ein mühsamer Dienst sein, täglich hundertviertel Treppen zu steigen und jeder Witterung zu trotzen, es ist eine Arbeit, die man doch nicht lassen kann, wenn man einmal damit begonnen hat, weil sie tief hineinführt in die weiten und so verschiedenen Verhältnisse der Gesellschaft. Und nun wollen wir wandern!

Ein altes Haus im Hof! Man wundert sich, daß es in Wien noch so alte Häuser gibt. Alle Türen des ebenerdigen Gebäudes gehen auf den Hof, wo ein paar armselige Sträucher von einem ehemaligen Garten erzählen. Die Partei wohnt unter dem Dach. Man steigt eine wacklige Holztreppe hinauf und kommt in eine kleine enge Küche, die nicht zwei Meter hoch ist. Ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren ist allein zu Hause.

„Was hatten Sie denn für Arbeit?“
„Ich war Kaffeekoch, aber jetzt bin ich schon viele Jahre krank. Meine Frau hatte eine Bedienung... Wir hatten's so gut! Mein Sohn, die Stimme des Mannes wird zitterig, hat uns immer miterhalten. Aber er hat geheiratet. Das ist schrecklich, wir brauchen ihn doch so notwendig, er soll uns unterstützen.“

Die Frau kommt nach Hause.
„Ach, gnä... Fräulein, der Bua war so brav. Muß er die Person kennen lernen und nun hab'n s' g'heirat' und haben Kinder und uns kann er nix mehr geb'n. So gut hat er's bei uns g'habt. Kinder soll m'r net hab'n.“

„Ist es nicht traurig, daß Eltern nicht wollen können, daß ihr Sohn sein persönliches Glück sucht, weil sie dann hungern müssen.“

„Wovon leben Sie denn jetzt?“
„Wir haben alles verkehrt. Das ist mein letzter Rock,“ sagt weinend die Frau.

„Ich krieg keine Arbeit mehr. Immer heißt es, zu alt, zu krank. Verhungern kann man doch nicht. Unsere Hausfrau ist gut, wir sind schon zwei Monate Zins schuldig, aber sie wartet.“ Der Mann sagt es mit dem Sich-in-alles-Fügen armer Leute.

Die Leute bekommen einen Zinsbeitrag, sie werden zur Ausspeisung vorgemerkt und die Frau für Arbeit. Mehr hat die Hilfsaktion nicht zu geben.

Das nächste Haus ist neu und schön. Moderne Wohnungen, lichte Küchen, hübsche Herde, fast lauter junge Leute wohnen darinnen. Solche, die noch arbeiten können und verdienen, die 34 Kronen Zins monatlich ausbringen. Dafür ist nun die Not doppelt groß. Die meisten Frauen haben nur ein Kind, höchstens zwei, oft gar keines. Sie bekommen 1 Krone 98 Heller oder nur 1 Krone 32 Heller Unterhaltsbeitrag. Davon kann man nicht 34 Kronen Zins zahlen. Sollen die Frauen die Möbel verkaufen, die so mühsam geschafft worden sind? Und doch wird es zuletzt dazu kommen, wenn nicht die Mietzinse allgemein und nicht nur von einzelnen Hausherren herabgesetzt werden, denn die Gemeinde zahlt den Zins einmal, vielleicht auch zweimal, dann aber muß sie das Geld für die vollständig Mittellosen früher verwenden als für Zinse der Reservistenfrauen. Hier kann nur eine großzügige Wohnungsfürsorge helfen.

Die Partei, die wir heute besuchen, ist allerdings in noch größerer Not. Die Leute wollten heiraten, aber der Mann ist aus Kärnten und die Papiere kamen zu spät, sie konnten nicht getraut werden. Nun kann die Frau keinen Unterhaltsbeitrag erhalten. Sie hat ein kleines Kind von drei Wochen und keinen Kreuzer Geld. Weinend sitzt sie mit dem Kleinen in der Küche, denn das Zimmer ist zu kalt.

„Was haben Sie denn bis jetzt getan?“
„So lange es ging, bin ich waschen gegangen. Jetzt aber kann ich nicht, ich bin zu schwach, weil ich die letzten Wochen nur von Kaffee und Brot gelebt habe. Meine Eltern lassen mich nicht nach Hause, weil das Kind unehelich ist. Sie sind Bauern, aber meine Mutter läßt mich nicht heim. Einmal haben sie mir den Zins geschickt, aber jetzt kann ich nichts mehr bekommen.“

„Wovon leben Sie nun?“
„Ich muß Schulden machen, verhungern kann ich doch nicht.“ Mein Mann hat nie unter vierzig Kronen verdient, wir hatten so schöne Arbeit, ich auch, jetzt kann ich mich aufhängen.“

Die Frau bekommt natürlich von der Gemeinde den Unterhaltsbeitrag für sich, vom Staate für das Kind. Sie bekommt die Hebammenkosten bezahlt und Milch- und Speisemarken, und das Kind wird ein kleiner dicker Kerl und die junge Mutter blüht doch wieder ein wenig froher in die Zukunft. Und wenn es auch bei dem großen Elend nicht viel ist, was man helfen kann, man freut sich doch, wenn ein kleines Kind, nun wo Hunderttausende sterben, ein dicker, kleiner Kerl wird.

Wieder eine junge Frau. Sie hat zwei Kinder, also doch etwas mehr an Unterhaltsbeitrag und die Wohnung ist draußen am Ende der Stadt, sie ist billiger und das Leben ist ein klein wenig leichter.

Auf die Frage, was sie denn eigentlich haben möchte, welches Anliegen sie an die Hilfsaktion hat, sagt sie mit Tränen kämpfend:

„Ich hab' meinem Mann zu Weihnachten ein Paket geschickt und jetzt ist für mich und die Kinder nichts übrig geblieben. Ich habe nur noch zehn Kronen und davon muß ich bis zum 5. Jänner leben.“ Nun kommen die Tränen unaufhaltsam — es wird ja jetzt so viel geweint, und wenn die Tränen auf die Schlachtfelder fließen würden, müßte viel von dem Blut abgewaschen werden. „Ich dachte, ich habe noch nie um etwas gebeten, vielleicht könnte ich Geld für Spielzeug für meine Kinder bekommen, daß sie nicht so einen schrecklichen Weihnachtsabend haben. Voriges Jahr hatten wir einen großen Baum...“

Dafür kann die Gemeinde nicht helfen, aber es finden sich andere Menschen, die Spielzeug schenken, und die Frau nimmt den Hampelmann und die anderen Dinge und freut sich darüber wie ein Kind.

* * *

Das sind immer noch hellere Bilder. Die wirkliche schreckliche Not wohnt in anderen Räumen. Eine enge Kammer, vier Meter lang und zwei Meter breit, naß bis an Türhöhe, ohne Fenster, nur eine Glastür nach dem Hof, bringt Licht; dieses Loch beherbergt eine Familie von drei Erwachsenen und fünf Kindern. Dafür kostet es 14 Kronen monatlich.

In der Kammer stehen ein altes Bett, eine Kiste mit alten Polstern und Matratzen, ein ganz kleiner eiserner Ofen, ein Schrank und ein kleiner Tisch.

Die alte, gichtkranke Großmutter ist allein zu Hause.

Die Schwiegertochter ist fort, das jüngste Kind ist immer krank. Es ist erst sieben Monate alt. Die schlechte Wohnung und kein Essen. Mein Sohn verdient seit drei Wochen nichts, er ist immer krank, die Schwiegertochter nicht viel. Manchmal einen Wochtag, manchmal nichts.

„Bekommen Sie keine Pfunde, Sie sind doch alt und arbeitslos?“

Sie blüht verständnislos auf, sie hat das Wort nie gehört oder sie begreift es nicht.

„Was ist verkehrt, alles. Die Bettwäsche, die Kleider — die Kinder wollen essen. Was soll man tun?“ Ganz resigniert und stumpfsinnig sagt es die alte Frau immer wieder.

Die Leute bekommen nun monatlich zwanzig Kronen von der Gemeinde und alle Kinder und die Großmutter werden ausgespeist. Was könnte hier die Altersversorgung und die Invalidenversicherung helfen. So müssen wir uns mit der Wohltätigkeit begnügen.

Und doch sind diese Fälle so häufig. Hier ist der Mann seit sechs Monaten krank, dort seit fünf Monaten arbeitslos, er ist Perlmutterdrehsler und schwach, zur Notstandsarbeit ungeeignet; in dem anderen Hause hat er nur zwei Tage in der Woche Arbeit, in dem dritten bekommt er nur Gelegenheitsarbeit. Manchmal hat die Familie nichts mehr als ein Bett, keine Kohlen, keine Kleider, nichts. Trübselig hocken die Menschen, stumpf geworden von aller Not, in den leeren Stuben und warten, sie wissen nicht worauf. Manchmal heißt das Gott, manchmal gute Menschen, manchmal, man kann doch nicht verhungern müssen. Diese trostlosesten Fälle, wo kaum mehr der wirtschaftliche und sittliche Ruin aufgehalten werden kann, sind doch nicht allzu häufig. Die wirtschaftliche Widerstandskraft der Arbeiterfamilie ist viel größer, als man denkt, so lange sie kann, kämpft sie gegen den Untergang.

Noch eines aber sieht man bei diesen Gängen, wo man den Leuten in das Heim sieht, wie selten im gewöhnlichen Leben, daß die wirtschaftlich gut gestellten Menschen allen höheren Lebensbedürfnissen leichter zugehen sind. Vor allem der Reinlichkeit. Wer immer in alten Kitten lau'en muß, gewöhnt sich an Fliesen und Lächer. Bei den besser gezahlten Arbeitern sieht man aber meist nette Wohnungen, wenn die Kinderzahl nicht zu groß ist, und meist auch viel Freude an dem Heim. Eine der Frauen sagte: „Ich will lieber hungern, nur verkaufen will ich nichts; mein Mann hat sich so an unsere Wohnung gewöhnt.“ Laubsägearbeit und allerhand Tischlerarbeiten zeigen, wieviel er mitgeholfen hat, diese Wohnung schön zu machen.

Ist ist die Verwahrlosung der Wohnungen und Menschen entsetzlich. Küchen, wo man nicht hineinkann, weil alles voll schmutzigem Geschirr steht oder voll Kleidern und anderen Dingen liegt. Eine Wöchnerin erzählte weinend, der Arzt hätte gesagt, ihre Wohnung sei ein Schweinestall; sie hat ihre Wohnung trotz der Stränkung nicht gereinigt, sie mußte anscheinend gar nicht, wie eine gründlich gereinigte Wohnung aussieht.

Vieles was an Not und Elend den nachforschenden Frauen entgegentritt, ist nicht allein die Schuld des Krieges. Das Elend ist immer in der kapitalistischen Gesellschaft da, wie es nun da ist. Immer sind arbeitslose und kranke Menschen, immer kleine Säuglinge, die verhungern müssen, rings um uns. Aber man will sie sonst nicht sehen und man will nicht helfen. Nur die Erschütterungen des Krieges haben die öffentlichen Behörden und die besitzenden Klassen gezwungen, zu sehen, was ist. Zu lernen, daß all diese Dinge nicht die Ausgeburt sozialdemokratischer Einbildungen, sondern grausige Wirklichkeiten sind. Vielleicht, daß so mancher Mensch diese Erkenntnis auch in den Frieden hinübernimmt.

Eines aber nehmen wir aus aller Not mit und das erfüllt manchmal bei allem Ergriffensein doch das Herz es Sozialdemokraten mit heißer Freude: Die Menschen können denken. Die Frauen, die nicht dachten, die nie über das Haus hinausgesehen haben, sie fragen nun: Wozu? Und all die Tränen, die nun fließen, die dängen auch eine neue Erde und machen sie reif zur Ausnahme unserer Saat

G e m e i n s a m f r e u n d l i c h .

Arbeiter

Auf Nachfrage.

Im Leben der Wiener Bevölkerung spielen nun die „Necherchen“, die Nachfragen, eine sehr wichtige Rolle. Die Hilfsaktion der Gemeinde Wien, die ja leider noch immer die einzige Aktion ist, die den Arbeitslosen außer den Gewerkschaften hilft und allen jenen beisteht, die durch den Krieg in irgend einer Form geschädigt worden sind, ist nicht in der Form einer Versicherung aufgebaut, sondern arbeitet vollständig in den Formen privater Wohltätigkeit. Es werden nicht die bestimmten Summen einer nach allgemeinen Grundrissen verteilten Versicherung ausbezahlt, sondern Unterstützungen in den mannigfachen Formen verteilt. Es ist keine neue Einrichtung, sondern eine erweiterte Armenpflege, die natürlich die Nachfragen braucht, weil sie nur nach ihnen die Unterstützungen verteilen kann. Von den 700 in der Hilfsaktion tätigen Frauen sind mindestens 400 ausschließlich mit den Nachforschungen bei den ansuchenden Parteien beschäftigt. Und wenn gewiß auch nicht alle dieser Frauen von Anfang mit dem nötigen sozialen Verständnis und den notwendigen Kenntnissen an dieses Amt herangegangen sind, so haben gewiß sehr viele von ihnen viel gelernt und sie haben Wien in den letzten Wochen eigentlich erst entdeckt. Jeder Wiener kennt ja nur einen Teil seines Bezirkes und natürlich nur eine verschwindende Minderheit an Menschen und es erschließt sich jedem, der auf Nachfrage geht und mit offenen Augen und offenen Herzen seine Wandergänge antritt, ein neues Bild der Menschen und Dinge. Es steckt eine große Summe sozialer Arbeit in diesem Tun und wenn auch nicht alle Helferinnen in dieser Aktion eine höhere Schulung für die soziale Mitarbeit erhalten werden, so manche neue Kraft wird für die große gemeinsame, öffentliche Tätigkeit gewonnen. Für die Frauen wichtig ist es auch, daß sie ein Stück der öffentlichen Armenpflege in die Hand bekommen, und wenn die Hilfe auch nicht immer eine genügende sein kann — das ist bei jeder Wohltätigkeit ausgeschlossen —, so ist sie gewiß ein Stück neues Land, das aus den Händen der Männer in die Hände der Frauen übergegangen ist. Vielleicht kann man